

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 29.

Samstag den 8. April.

1848.

Ein Lied für unsere Tage.

Mein deutsches Vaterland! jetzt sammle Deine Sinne,
Der Augenblick ist da, so groß, entscheidend groß, —
Schon morgen kannst Du steh'n auf Deines Weltruhms Binne,
Schon morgen kann Dir bräu'n der nordische Kolos.

Nicht gängeln laß' Dich mehr, für Einigkeit entbrenne!
So heilig ist Dein Stut für eitles Königspiel. *)
Ein Diadem schmück' künftig Deine Löwen-Mähne,
Ein Diadem nach aller Stämme Spruch und Will'.

Mein deutsches Volk, sey schnell, so lang die Fürsten wollen,
So lang die Götterflamme der Begeiß'lung glüht;
Wie lange wird die Erde um die Sonne rollen,
Bis wieder solch' ein Tag dem Zeitenschooß erblüht? —

Wirst jetzt Du einig nicht, so wirst Du's nicht mehr werden,
Wirst jetzt nicht groß und stark, wirst Du es nicht mehr seyn:
Zerstükt wirst wandeln Du auf Deiner Heimat Erden,
Als Fremdling Dich ergeh'n im Teutoburger Hain!

Auf Deinem Grabe wird kein weinend Kind Dir beten,
Verdammten wird es Deine halbverwes'te Hand,
Die Alles hat verspielt, bis auf die schweren Ketten,
Die blut'ge Feindesfaust um deutschen Nacken wand.

Noch ist zwar nichts verspielt, doch wenig auch gewonnen,
Die Einheit flattert noch, ein Täubchen ohne Nest;
Schon donnern an Dein Ohr die feindlichen Kanonen —
Und, sag' mir, deutsches Volk, bist Du schon einig und fest?

Mein herrlich Vaterland, brauch' Deine gold'nen Stunden,
Ball' Deiner Gawe Macht zu einer Riesensfaust;
Die Weltgeschichte' erzähl' von Deiner Feinde Wunden
Und wie Dein flammend Schwert im Freiheitskampfy gefauf't!

D. G.

Ein patriotischer Wunsch.

In einer Zeit, wo die uns von unserm gütigen Kaiser gewährte Pressfreiheit es den Staatsbürgern gestattet, ja gewissermaßen zur Pflicht macht, ihre billigen Ansichten über bestehende Einrichtungen und erwünschte Aenderungen freimüthig und offen auszusprechen und zu diesem Zwecke sich so viele Federn in Bewegung setzen, sey es auch einer Frau erlaubt, einen Gegenstand öffentlich zur Sprache zu bringen, der ihr schon längst am Herzen lag und der durch ein Paar kürzlich erschienene Artikel in unserer Zeitung neue, mächtige Anregung erhielt. Diese Artikel brachten nämlich die Lebensrettung einer Magd und eines Eisenbahnarbeiters durch brave Männer zur öffentlichen Kunde, von denen der Gärtner An-

ton Mischiaek hier am 6. December v. J. am frühen Morgen in die kalten Fluthen sprang, um der Magd, die hineingestürzt war, zu Hilfe zu kommen, und Giacomo Carotti aus Trient im November v. J. bei Poganig mit dem Beistande eines wackern Sittichers seinen verunglückten Cameraden mit großer, eigener Gefahr den reißenden Wogen des von anhaltenden Regengüssen angeschwellenen Savestromes entriß und dafür kurzlich die übliche Belohnung empfing.

Es hat mein sittliches Gefühl stets auf das schmerzlichste verletzt, bei Veröffentlichung ähnlicher Thaten des aufopfernden, menschenfreundlichen Heldenthumes in unseren Blättern den Beisatz lesen zu müssen, daß denen, die sie vollbrachten, die gesetzliche Lebensrettungs-Laglia von 25 fl. zuerkannt und verabfolgt worden sey, und ich konnte mich bei dem Gedanken: was Fremde, die dieß vernehmen, davon denken mögen, daß man in Oesterreich derlei Handlungen nicht anders lohne, nie einer peinlich beschämenden Empfindung erwehren.

Diese Verfügung mag wohl aus einer altersgrauen Zeit stammen, wo man es — wie ich hie und da gelesen — erwähnenswerth fand, daß die Töchter regierender Fürsten eine Mitgift von einigen Hundert Gulden erhielten. Damaß mögen 25 Gulden vielleicht einen so hohen Werth gehabt haben, daß man sie dem Retter als Belohnung bieten konnte, wenn überhaupt Geld für Leben ein Aequivalent seyn kann. Aber nun, wo dieser Betrag ein so geringfügiger geworden ist; wo der glückliche, kühne Jäger für Einbringung eines Raubthieres dieselbe, ja für eine Wärrin eine viel ansehnlichere Summe erhält; wo so viel von der Nothwendigkeit gesprochen und geschrieben wird, den moralischen Sinn des Volkes zu erheben, für 2 Menschenleben: das preisgegebene eigene und das gefährdete fremde, an dem manchmal die Versorgung einer ganzen Familie hängt — fünfundzwanzig Gulden! —

Wie viel zweckmäßiger dürfte es seyn, den Retter mit einer geöhrten, goldenen Medaille — wenn auch nur im ähnlichen Betrage — etwa mit dem Motto: „für Lebensrettung,“ mit Datum und Jahrzahl, und der Erlaubniß, sie tragen zu dürfen, zu belohnen und ihm selbe möglichst bald nach vollbrachter That vor der versam-

*) Wem fällt da nicht der König von Preußen ein? —

melten Gemeinde, z. B. eines Sonntags nach dem Gottesdienste, einhändigen zu lassen. — Dieß müßte den Betheiligten und den gesammten Volksinn erheben und noch für Kinder und Kindeskinde ein ehrendes, zum Guten spornendes Andenken werden.

Nicht in dem thöricht anmaßenden Wahne, als sollte die hohe Staatsverwaltung, auf der in dieser bewegten Zeit so viele Sorgen und Geschäfte lasten, in einer dagegen so untergeordneten Sache auf die schwache Stimme eines unbedeutenden Weibes in einem Provinzial-Blatte merken, spreche ich dieses aus, sondern mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß es dazu beitragen möge, die Aufmerksamkeit Jener, die hierorts dazu berufen sind, Verbesserungen vorzuschlagen, und denen bisher das Gerügte über Dringlicheres entgangen seyn mag, auch diesem Gegenstande zuzuwenden, um in einer Zeit, wo so viel Vangebestandenes umgeschaffen werden soll, auch hierin ein Zweckmäßigeres und Würdigeres anzubahnen und zu begründen.

Laibach am 3. April 1848.

Marie Nagy-Lehmann.

Die sonderbare Ehe.

Historische Skizze.

An sonderbaren Ehen fehlt es auch heut zu Tage nicht, aber jene, welche wir erwähnen, ist so selten in ihrer Art, daß in unsern Zeiten wohl schwerlich eine ähnliche mehr geschlossen wird, wenigstens wird keiner mehr ein so edler Beweggrund zu Grunde liegen, und bei keiner wird sich die so oft bespöttelte und belachte Geradheit und Einfalt der Vorzeit in so schönem Lichte zeigen.

Zu den Zeiten Herzogs Albrecht des Lahmen von Oesterreich erschien um das Jahr 1360 zu Wien ein äußerst tapferer Mann aus dem Lande Bosnien, dessen Name unbekannt blieb. Er entbot den Edlen des Hofes und Landes, sich mit ihm im öffentlichen Kampfe auf Leib und Gut zu messen. Kein einziger Ritter wagte es, mit dem furchtbaren Unbekannten aufzunehmen. Das grämte Herrn Otto, den Truchseß von Waldburg, der, wie Einige schreiben, sich daselbst auf der hohen Schule befand, oder nach Andern in des Herzogs Diensten stand. Eines Abends, wo eine Menge Volks auf dem öffentlichen Plage sich versammelt hatte und von dem übermüthigen Fremden sprach, kam Otto mit Einigen seiner Gesellen dahergegangen, vernahm des Volkes Unmuth und äußerte ziemlich laut, daß, obgleich er noch jung sey und nie sich im Kampfe versucht habe, er dennoch Muth genug in sich fühle, es mit dem Ritter zu wagen, wenn er eine taugliche Rüstung und ein Streitpferd besäße.

Dieses vernahm der Haushofmeister der Gräfin Cilly, der sich zufälliger Weise dort gleichfalls eingefunden hatte, und hinterbrachte seiner Frau die kecke Rede des Jünglings, welche, darüber erstaunt, ihn zu sehen verlangte. — Herr Otto kam und gestand der Gräfin Katharina auf ihr Befragen, daß er, im Falle das Erwünschte ihm zu Theil würde, sich dieses Unternehmens wohl getraue. Sie befahl hierauf, da ihr deutsche Ehre mehr, denn alles andere am Herzen lag, ihm mehr als das Nothdürftige zu reichen.

Otto, mit prunkenden Waffen und einem trefflichen Rosse beschenkt, ritt in die Schranken, nahm den Kampf an und tödtete den Bosnier. Da forderte ihn die Gräfin zum zweiten Male vor sich und trug dem muthigen Edelmann, von Bewunderung durchdrungen, ihre Hand an; doch traurig und bestürzt stand der Sieger vor ihr und lehnte dieses Glück ab, weil er gelobt habe, nie ein Weib heimzuführen. „Aber,“ fuhr er fort, „ich habe daheim in Schwaben einen lieben Bruder, mit Namen Hanns, der ist viel schöner und stattlicher, denn ich, edle Frau! Er ist noch jung, stark, geraden Leibes und hat wunderschöne lange Haare; nehmt den, der ist besser, denn ich.“ — Katharina, sein Gelübde ehrend und seine Bescheidenheit und Bruderliebe bewundernd, befahl ihm, zu Herrn Hannsen zu reisen und ihn gegen Wien zu führen; gefiele er ihr, so wolle sie ihm eine gute Antwort geben. Herr Otto kam in die Heimat und fand — den unglückseligen Hanns beschoren. Wohl stand er jetzt in Sorge, Katharina würde ihn nicht nehmen, aber er zog nichts desto weniger mit ihm nach Oesterreich, und jener gefiel der Gräfin so wohl, daß er wirklich ihr Gemahl wurde. Die Mannhaftigkeit und Bescheidenheit Otto's erwarb aber seinem Bruder nicht bloß eine reiche Frau, sondern, was noch mehr ist, dieser trat durch sie in Verwandtschaft mit dem deutschen Kaiser selbst, denn Sigmund's Gemahlin war Barbara Gräfin von Cilly, Geschwisterkind mit Katharina.

Letztere brachte so viel Geld mit nach Schwaben, daß Hanns im Stande war, die Städte Waldsee, Niedlingen, Saulgau, Mengen und Mundrichingen, nebst der Weste Ruffen, die er vererbt hatte, wieder an sich zu lösen, die Herrschaft Zeill zu kaufen und alle Schulden, die von seinen Vorfahren noch herkamen, zu bezahlen. Obgleich er mit der Gräfin keine Nachkommenschaft erzeugte, so vermachte dieselbe ihm doch noch bei Lebzeiten ihr ganzes Vermögen, an welchen Schenkungsbrief selbst Herr Leopold, Herzog von Oesterreich, sein Insegel hing.

Zu Wurzach auf dem Rathhause und in der Sacristei der Hauptkirche stehen noch die zwei Kisten, worin Katharina ihr Geld mitführte, aber wie Augenzeugen gar schlau und klug bemerkt haben wollen, jetzt leider — völlig leer.

Der Minister und der Schauspieler.

Novelle nach einer französischen Anekdote von Louis Simon.

(Fortsetzung.)

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte der Schauspieler, indem er beschäftigt schien, den „Moniteur,“ welchen er in Händen hielt, durchzusehen, „ich finde in diesem Journal eine Nachricht, welche mich interessirt. Sie wissen, daß der „Moniteur“ ein wahres Barometer ist, das den Männern der Politik bald Regen, bald Sonnenschein ankündigt.“ — „Gnädiger Herr,“ erwiderte Herr von Talleyrand, „ich weiß es, weil Sie es mir sagen.“ — „Das Barometer,“ fuhr der Schauspieler fort, „kündigt heute nichts Gutes an; ich habe bemerkt, daß es seit der Zerstörung der Bastille fast immer so ist — im Monat Juli.“ — „Wahrlich, gnädiger

Herr, ich wußte das nicht.“ — „Sie verstehen wohl gar nichts von der Politik?“ — „Ich verstehe nur meine Rolle zu spielen.“ — „Ja, ich vergaß ganz! ... Sprechen wir von Ihnen, mein Herr, von Ihrem Talent, von Ihren Erfolgen; ich bin übrigens nicht ganz unbekannt mit dem Theater.“ — „Sie, gnädiger Herr?“ — „Ich selbst. Wer war in den öffentlichen Dramen, welche seit vierzig Jahren auf der Weltbühne gespielt werden, nicht mitunter genöthigt, den Schauspieler zu machen, irgend eine Rolle zu spielen! Was denken Sie davon, Herr Potier?“ — Herr von Talleyrand kniff die Lippen zusammen und antwortete: „Sie haben Recht, gnädiger Herr, wir sind alle Schauspieler, gern oder ungern; nur werden die Einen ausgepfeifen, während man Andere applaudirt.“ — „Sie haben in der That Recht,“ erwiderte Potier, „so hoch auch meine Stellung ist, die ich einnehme, habe ich dem doch nie entgegen können.“ — „Dem Applaudiren oder dem Auspfeifen?“ — „Wohl verstanden, dem Auspfeifen! Auf der Bühne ist man noch besser daran, als in der Politik, wenigstens muß man an der Thür das Recht, zu pfeifen, bezahlen, aber wir armen Diplomaten und Minister ...“ — „Nun, gnädiger Herr?“ fragte der Prinz. — „Nun, wir werden umsonst ausgepfeifen!“ — Herr von Talleyrand biß abermals die Lippen zusammen. — „Das ist nicht recht, gnädiger Herr,“ sagte er nach einem kurzen Augenblicke, „man sollte doch die Schauspieler nicht auspfeifen, welche die Welt regieren.“ — „Da bin ich Ihrer Meinung, mein Herr,“ antwortete Potier; „wenn man sicher ist, eine gute Einnahme machen zu können, soll man sich wenigstens dem Auspfeifen nur für Geld aussetzen.“

Wer würde es glauben? Herr von Talleyrand, einer der geistreichsten Männer Frankreichs, kam durch die Angriffe eines Schauspielers, den er, wenn auch nicht verachtete, doch sehr gering schätzte, ganz außer Fassung; er dachte ernstlich daran, seinen Namen, seinen Rang, seine Titel wieder anzunehmen; doch schämte er sich, von einem solchen Gegner geschlagen worden zu seyn; er wollte versuchen, ihn seinerseits wieder zu schlagen, und die Unterhaltung zwischen dem als Prinz verkleideten Schauspieler und zwischen dem als Schauspieler sich gebenden Prinzen ward weiter fortgeführt.

Der Schauspieler wandte sich an den Diplomaten. „Sagen Sie mir, mein Herr Potier, seit wann sind Sie auf den Brettern?“ — „Entschuldigen Sie, gnädiger Herr,“ erwiderte Herr von Talleyrand, „ich habe für die Data wenig Gedächtniß; aber da nach der Meinung Ew. Excellenz hier unten Jeder seine Rolle spielt, erinnern Sie sich vielleicht leichter Ihres ersten Auftretens auf der politischen Bühne, als ich, der ich doch nur im Theater auftrat.“

Potier nahm sein Gedächtniß so viel als möglich zu Hilfe, um seine Rolle durchzuführen zu können. „Ich trat zuerst auf,“ antwortete er, „in einem kleinen Stücke, das unter dem Namen: „Der Seminarist“ bekannt ist, und spielte hier die Rolle des Abbé von Perigord.“

Herr von Talleyrand war vielleicht gar nicht böse, auf so sonderbare Weise das Urtheil seines öffentlichen Lebens zu vernehmen; er ermutigte den Künstler, der jetzt zum ersten Male befangen schien, wahrscheinlich, weil ihm die einzelnen Daten der Geschichte nicht gehörig gegenwärtig waren.

(Fortsetzung folgt.)

Fenilleton.

Abdankungsscene des Staatskanzlers. — Fürst von Metternich beharrte bis zum letzten Augenblick bei seinem unheilvollen System, und es scheint nachgerade, daß er in der That eine Ueberzeugung hatte, was Viele bisher hartnäckig bestritten haben. Als am Abend des 13. März die Bürgerdeputation in die Hofburg gelangte, kam sie durch eine Reihe von Gemächern in einen geräumigen Saal, wo sie der aus einer Seitenthür tretende Erzherzog Johann empfing. Als der Sprecher die traurige Lage der Dinge schildert und dringend zur Eile in den Regierungsbeschlüssen gemahnt hatte, beruhigte sie der Prinz, und fügte hinzu, vorerst könne er nur so viel sagen, daß der Fürst Metternich abdanken werde. Bei diesen Worten trat Fürst Metternich aus dem Nebensaal, in dem alle Erzherzoge und Minister zur Berathung versammelt waren und dessen Thür offen geblieben war; er erwiderte im entschiedensten Ton: „Ich trete nicht ab, meine Herren, nein, ich trete nicht ab!“ Erzherzog Johann, ohne dem Fürsten eine Antwort zu geben, wiederholte der Deputation ernst und bestimmt: „Wie ich schon sagte, der Fürst Metternich dankt ab.“ Da rief der Fürst in tiefster Erregtheit: „Wie? ist Das etwa der Lohn für meine dem Staate und der Dynastie geleisteten 50jährigen Dienste?“ Bei diesen Worten brachen alle beim Familienrath versammelten Herren, welche der Scene anwohnten, in ein spöttisches Gelächter aus, von dem der unglückliche Staatsmann ganz vernichtet war. Es liegt eine schreckliche Lehre in diesem Lachen, das die merkwürdige Laufbahn eines Mannes beschließt, der seit 30 Jahren die Politik Europa's leitete und als ein untrügliches Drauf in der diplomatischen Welt galt. Es war das höhnische Gelächter jener demokratischen Elemente und moralischen Kräfte, welche er beharrlich ignorirte oder bekämpfte, und von denen er zuletzt gewaltsam von seiner schwindelnden Höhe herabgestürzt wurde. „Fürst,“ sagte ihm der Wiener Bürger L*, in festem Ton, „so nur retten Sie den Thron und die Monarchie.“ — „Wenn Sie glauben,“ antwortete er, wie ungewandelt und im Tiefsten erschüttert, „daß mein Abtreten die Ruhe herstelle, so lege ich meine Stelle in die Hände Sr. Majestät nieder.“ Damit wandte sich der Staatskanzler ab und verließ den Berathungssaal.

Ein Kartenspiel in München. — *Cola Montez* hatte die Karten aufgedeckt, die Studenten hatten dieselben gemischt, die Bürger *Atout* ausgespielt, der Adel hatte gepaßt, die Beamten mußten zugeben, das Militär hatte Farbe bekannt, und Einer wurde gezwickt.

Ein faules Ei. — Der österreichische Adler, sagt die „*Stiria*“, hat ein faules Ei, das ist das neue Preßgesetz, gelegt. Ich hoffe, daß der kaiserliche Adler keines jener protegirten Staatsindividuen ist, welche sich durch das ganz unpractische Gesetz zu schützen suchten, damit die Wahrheit, die sie nun einmal durchaus nicht hören wollen, nicht zu ihren Ohren gelange, und daß man ihm daher so etwas Uebelriechendes immerhin, ohne einige Zeit hierfür in Arrest zubringen zu müssen, nachsagen dürfe. — Professor *Hye* soll nun nach neuesten Nachrichten über die Wiener Demonstrationen beauftragt worden seyn, aus dem übelriechenden Ei mittelst seiner Geisteswärme ein Hühnlein auszubrüten,

welches dem allgemeinen Geschmacke des österreichischen Volkes mehr zusagt. Sie hat thätig beigetragen, daß die Pressfreiheit in Oesterreich erlangt wurde; wir hoffen von ihm, daß er mit nicht geringerer Energie dahin wirken werde, damit solche auch erhalten werde.

Correspondenz vom Lande.

Triana am 2. April 1849.

Sogleich nach Erhalt jener erhebensten und erfreulichsten Nachricht — „Unser allgeliebte Herrscher, Kaiser Ferdinand, habe Oesterreichs Unterthanen die Pressfreiheit, die Constitution und Errichtung einer Nationalgarde gnädig bewilligt“ — bezejigten auch die Bewohner der treuergebenen Bergstadt Triana ihren innigsten Dank, ihre unbedingte Anhänglichkeit an das allerhöchste Kaiserhaus und ihren bewährten Hang zur Ruhe und Ordnung dadurch, daß sich nämlich eine Nationalgarde schnellig gebildet, welche die hiesigen Insassen vor allfälligen muthwilligen Excessen schützt; — also für jene Sicherheit sorgt, welche in diesen ominösen Zeiten Jedermann unumgänglich erwünscht seyn muß. — Beamte, die hiebrer Bürger mit lobenswerther Aufopferung ihres Erwerbes, und die dazu gewählten Bergleute besorgen nun täglich diesen angetretenen, immerhin schwierigen Dienst mit musterhaftem Eifer. — Die Anzahl der Nationalgardisten beläuft sich an 500 Mann, welche in 3 Compagnien eingetheilt sind, sich ihre Vorgesetzten selbst erwählten und unter der umsichtigen und thätigen Leitung ihres Obercommandanten, des hiesigen Herrn Oberförsters, eine Disciplin versprechen, auf welche unsere Bergstadt gewiß nur mit Stolz hinblicken kann. — Dank daher allen Trianern und den schulbigsten Dank unserm Herrn Bergamts-Vorscher, welcher zur Erhaltung der Sicherheit keine Mittel gespart und die politische Behörde in ihren wohlmeinenden Unternehmungen gewiß kräftig unterstützt hatte! —

Des wackeren Schutzes dieser errichteten Nationalgarde bewußt, konnten wir nun auch der kirchlichen Feierlichkeit, welche Sonntag den 2. d. M. um 10 Uhr in einem solennen Hochamte bestand, mit jener Hingebung und wahrer Andacht beiwohnen, welche gefordert werden, wenn man den Allmächtigen für das Wohl und die Erhaltung unseres gütigsten Kaisers Ferdinand inbrünstig zu bitten, zugleich aber auch für die seine getreuen Unterthanen begünstigenden Wohlthaten herzlichst zu danken hat. —

Nachdem sich also die Nationalgarde am hiesigen Schulplatze in schöner Ordnung aufstellte, verfügte sich eine Abtheilung der Bergleute unter Vortritt der Bergmusik zur Abholung ihrer Fahne in das Schloßgebäude, von wo aus, unter Pöllerschüssen und Begleitung der Herren Beamten, dieses Ehrenzeichen zu dem übrigen Nationalgardens-Körper geleitet wurde. — Nur bewegte sich der ganze Zug in die Kirche zum feierlichen Hochamte, wo alle Anwesenden die innigsten Dankgebete des kirchlichen Celebranten mit sichtlicher Nührung unterstützten. — Nach geendigtem Te Deum nahmen die Nationalgardisten ihre Stellung am Schulplatze wieder ein, wornach sie mit musterhafter Haltung unter Trommelschlag und Spiel der Bergmusik vor ihrem Vortande vorbeisdefilirten und nach wiederholt angenommener Frontordnung von ihrem Obercommandanten für den patriotischen Eifer und die bewiesene Dienstleistung lobt wurden. — Die ganze Feierlichkeit wurde zuletzt durch den Ausruf unseres Herrn Bezirkscommissärs: „Hoch lebe Kaiser Ferdinand!“ — und durch ein „Vivat unsere Nationalgarde!“ auf eine wahrhaft enthusiastische Weise geschlossen. — So endete dieses schöne Fest unter Ruhe, Ordnung und allgemeiner Zufriedenheit; daher sey auch allen unsern gewiß gutmüthigen, treuergebenen, braven Trianer Bezirksamteiden ein herzlich und wohlverdientes „Vivat“ zugerufen! — E. G.

Literarischer Courier.

† Wie vorauszusehen war, hat die österreichische Journalistik seit dem Leichenbegängniß der seligen Censur nicht nur einen mächtigen Aufschwung genommen, sondern auch mehrere politische und gemeinnützige Blätter, zum Theil von ausgezeichneten literarischen Kräften redirt, als Zuwachs erhalten. Wir wollen hier in einem kurzen Verzeichniß die Journale anführen, die bis jetzt unsern Wissens in den verschiedenen Städten emporgetaucht sind.

† In Wien: „Das Panier des Fortschrittes,“ herausgegeben von dem bekannten Redacteur der Zeitschrift: „Der Jurist,“ Herrn Dr. J. Wildner v. Matthein. Das „Panier des Fortschrittes“ hat den Zweck, alle Staatsangelegenheiten des gesammten Kaiserreiches frei und offen darzustellen und zu prüfen.

† „Constitutionelle Donau-Zeitung.“ Redacteur Dr. G. F. Hoch. Das Blatt erscheint täglich, bepricht freimüthig alle große Fragen der Gegenwart und hat sich die Aufgabe gestellt, die Interessen des Vaterlandes, der Freiheit, des Rechtes und des Glaubens zu wahren und zu verteidigen.

† „Der österreichische Nationalgardist und constitutionelle Staatsbürger.“ Blätter für das Volk aus dem Volke und Organ für die Angelegenheiten der Nationalgarde. Herausgeber und Redacteur Dr. Hermann Meynert. Aus dem Titel leuchtet der Inhalt ein. Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Der Redacteur ist als ein tüchtiger Literat bekannt.

† „Der Freimüthige.“ Ueber diese neue Zeitschrift wissen wir nichts Näheres, als daß sie Herr Mahler, früher der Humorist der Theaterzeitung, herausgibt und redigirt.

† „Der Volksfreund.“ Der Zweck dieser Zeitschrift ist: die Wohlthaten des Landvolkes zu befördern, die Uebelstände der bäuerlichen Verhältnisse zu verbessern oder abzustellen, kurz, zum Nutzen des Landvolkes zu wirken. Redacteur ist Herr Joseph Rant; das Blatt erscheint wöchentlich 3 Mal.

† Das frühere ministerielle Blatt: „Der österreichische Beobachter“ erscheint seit 1. April unter dem Titel: „Österreichische Zeitung“ und hat Herrn Ernst von Schwarzer zum Redacteur, der dem Journale des österreichischen Lloyd lange so ruhmvoll vorstand. Das Blatt erscheint in einer Morgens- und Abendausgabe und nimmt schon gleich von Anfang einen würdevollen Anflug.

† „Satan.“ humoristisch-satyrisches Blatt im Gebiete der Poetik, Kunst und Literatur, mit Illustrationen, redigirt von August Silberstein. Wöchentlich ein Bogen in Quart.

† In Prag: „Der Freund des Volkes,“ erstes constitutionelles Volksblatt für Böhmen. (Wöchentlich 4 Nummern.) Die Tendenz des Blattes ist einsuchtend und ungefähr dieselbe, wie die des Wiener „Volksfreundes“, von dem wir früher erwähnt. Zum Redacteur hat es den geschätzten Schriftsteller, Herrn J. E. Hikel.

† In Salzburg erscheint seit dem zweiten Quartal statt des bißhin der Salzburger Zeitung beigegebenen „Feuilletons“ ein eigenes zeitschriftliches Volksblatt: „Die Rundschau“ betitelt. Nebenbei ist auch noch ein ganz neues Journal in Salzburg aufgetaucht, nämlich „Volksblätter aus Salzburg,“ redigirt von W. Goutta. Man sieht, für das Landvolk ist nun im Ueberfluß gesorgt, namentlich im — Salzburg'schen.

† In Gili: Gymnasial-Professor Prach gibt hier eine Art Volkschrift heraus, zur Belehrung der Landleute. Das Blatt ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

† In Graz: Dr. und Professor Schreiner hat hier seit der Proclamation der Pressfreiheit die Fäden der Redaction des politischen Blattes mit kräftiger Hand erfaßt. Das Blatt „Stiria“ weist gegenwärtig noch keinen Redacteur nominativ aus. Leopold Kordesch.

Auflösung des Räthfels in Nr. 28:

Der Ruß.

Eine Erklärung der Redaction.

Die Fluth der in neuester Zeit für die „Laibacher Zeitung“ und das „Illyrische Blatt“ von so vielen Seiten einlaufenden Aufsätze veranlaßt den Gefertigten, hiermit zu erklären, dass nur jene Artikel berücksichtigt werden können und sollen, die das allgemeine Wohl unseres Vaterlandes bezwecken; dass alle Aufsätze unmittelbar dem Redacteur, der über die Aufnahme entscheidet, einzusenden sind; dass jene Artikel, welche in das nächste Blatt eingerückt werden sollen, **längstens bis 12 Uhr Mittags** des vorhergehenden Tages der Redaction vorliegen müssen, und dass weder Verleger noch Redacteur gesonnen sind, die Laibacher deutschen Blätter zum Tummelplatze von Angriffen und Entgegnungen zu machen, die mehr gehässige Persönlichkeiten, als das allgemeine Interesse betreffen.

Leopold Kordesch,

Redacteur der „Laibacher Zeitung“ und des „Illyrischen Blattes.“